

unabdingbares Verdienst. Doch nimmt es wunder, warum die Aufgliederung der cromagniden Guanchen nicht irgendwie zum Vergleich herangezogen worden ist, um die vom Verfasser getätigte Vernachlässigung cromagnider Merkmalkomplexe, wie sie in der Namengebung der Typen sich spiegelt, zu untermauern. Das um so mehr, wenn Komponenten von Elmenteita, Kenia (Keith 1931), von Sialk, Iran, (Vallois 1940), und der Altgriechen (Angel 1943) mit des Verfassers Typen A, B und C je sich identifizieren ließen sowie Tepe Hissar (Angel 1944) und Kisch (Buxton und Rice 1931) für Typus A, eine Komponente der Spätprädynastiker und Frühdynastiker Unternubiens (El Batrawi 1935) sowie Shuqbah, Palästina (Keith 1931), für Typus B sowie Megiddo (Hrdlička 1938) und der Schädel von Singa, ehemaliger Englisch-Ägyptischer Sudan (Woodward 1938 und Wells 1951), für Typus C herangezogen worden sind. Übrigens will sich doch nur der Typus B, die „African Mediterraneans“, dem uns geläufigen Bild der Mediterraniden fügen, wenn von den boskopoiden und negroiden Einstrahlungen abgesehen wird.

Die Schrift ist gut ausgestattet und vor allem mit ausgezeichneten Photos versehen. Sie belegt die unerläßliche Notwendigkeit, über Maßnahmen, Morphognostik und Bezug auf bereits vorliegende Veröffentlichungen über Einzelschädel und Schädelserien hinaus bei Betrachtung großer Räume durch persönliche Inaugenscheinnahme der Schädel selbst in immer wiederholter vergleichender Inspektion zu einer Typengliederung vorzudringen. Dank der eigenwilligen Betrachtung, die ganz neue Wege und Sichten zum Verständnis der Mesolithiker Nordwestafrikas geht und eröffnet, wird diese Schrift aus den künftigen Auseinandersetzungen nicht mehr hinwegzudenken sein.

K a r l H. R o t h - L u t r a

W. WÜST: *Indogermanisch peleku* — „Axt, Beil“. Eine paläolinguistische Studie. *Annalen der Finnischen Akademie der Wissenschaften, Serie B, Bd. 93, 1.* 145 S. Helsinki 1956.

Es kann von einem Nichtlinguisten, also auch vom Rezensenten, kaum beurteilt werden, inwieweit sich die sprachgeschichtlichen Ableitungen des Verfassers als stichhaltig erweisen, doch ist daran im Hinblick auf wissenschaftlichen Ruf und Rang des Indogermanisten Wüst wohl nicht zu zweifeln. Dieser hat mit vorliegender Veröffentlichung nicht nur in die Prähistorie schlechthin, sondern zumal auch in die Altsteinzeitforschung ganz neue Gedanken getragen und, nachdem in den letzten Jahrzehnten wesentliche Aufhellungen wieder nur von den Naturwissenschaften kamen, gezeigt, daß auch geisteswissenschaftliche Methoden vom Niveau der hier vorliegenden imstande sind, unseren Forschungsstand um ein merkbares Stück vorwärts zu treiben.

Unter den Bezeichnungen für Beil, Hammer, Axt ragt die Gleichung altindoarisch *partasú* = *πέλεκυς* als zweifellos interessanteste hervor, wobei sich Lehngleichungen und sonstige Ableitungen für eine Reihe hierhergehöriger altsprachlicher Bezeichnungen doch als zweifelhaft erwiesen. Verfasser hält es für einen Irrweg, die partielle Gleichung *pilakku πέλεκυς* = *parasu* an die sumerisch-semitische Vorform anzuknüpfen, wie das lange Zeit üblich war. Bei der Dunkelheit des Ursprungs will er dagegen anhand idg. Laut- und Wortmaterialien erneut dieser Frage nachgehen. Dabei sind nach ihm „die Fundamente unausbleiblich tiefer zu legen, wobei die vorgeschichtlichen Kulturabläufe zu berücksichtigen sind“. Nach Klärung der Reim-Verbandsverhältnisse im einzelnen wird versucht, auf die Ausgangsposition zurückzugehen, wobei sich bereits eine bestimmte sinngeladene Ordnung durchweg sehr alter Begriffe ergibt. Dabei wird u. a. hauptsächlich über „den Tierpartner als den jägerischen Gegenspieler des Menschen“ ausgesagt, und es kündigt sich die Auseinandersetzung mit dem Tier, dem „die Waffen abgelascht und angepaßt“ sind, an. Alles das läßt nach Verfasser auf einen Bereich schließen, der unleugbar vor dem geschichtlichen Indogermanentum liegt, es ist mithin eine „kompakte Sphäre der Jagd“ terminologisch zu fassen.

Es werden weiter gewisse Wortpaarungen, Verbindungen und Gruppierungen behandelt, die als auf die Jugendweihe des Jungpaläolithikums mit Waffenanwendung auch am tierischen Phantomkörper bezüglich, urgeschichtlich belegbar werden oder denen man sogar Realbefunde wie in Stellmoor oder im paläolithischen Bärenkult gegenüberstellen kann. Solchen und anderen, im einzelnen erläuterten und durchaus auf eine Zeit anwendbaren Situationen, in der die Jagd die Lebensgrundlage bildete, fügt sich *peleku* zwanglos ein. „Ein unerwartetes Licht“ fällt nun auf dieses Wort durch das altindoarische *lašuna* (Lauch, Knoblauch). *lašuna* nämlich ist ableitbar von einer idg. Grundform *lekuno* und ist mit *peleku* Abkömmling ein und desselben *leku*. Die Kernzeile *lek* aber tritt im Sinnverband totemistischer Jagd auch sonst als „tierhaft Gehörntes“ und zugleich „pflanzenhaft Ragendes“ hervor, in welcher Bedeutung sie z. T. bis heute in der Jägersprache fortlebt. Das geweih- oder gehörntragende Tier zog schon sehr früh die Benennung vieler Pflanzen auf sich. In Form der Geweihhacke oder -keule oder der Spitzhaue aus Geweih zeichnet sich weiter ein Fixpunkt früher Kulturentwicklung ab. Die Ausgangsstellung des tierhaft Gehörnten lebt aber z. B. auch weiter im Hörnerhelm. Hochaltertümliche Zusammenhänge sprach- und sachgeschichtlicher Art ergeben sich endlich zu Tätigkeiten wie „den Boden mit der Geweihhacke oder Spitzhaue aufgraben“, was dem Zerwirken des ein Geweih tragenden Tieres analog ist.

Wenn Verfasser etwa darin erinnert, daß im Rigveda der in der Not umklammerte Baum festgehalten wird, „wie das Gefieder eines fliegenden Vogels“, so bedeutet das „mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit“ soviel, wie daß der Jäger seiner Schwerefallfalle (Baum) die Schwungkraft eines Vogels anwünscht. Stück um Stück wird dergestalt „eine hochaltertümliche Situation zusammengefügt, in deren Kernfeld die Anlage einer Fallgrube nebst der Verwendung des vom Beil geschlagenen Baums sich befindet.“

Nachdem Verfasser von verschiedenen Ausgangsstellungen her die prähistorische und „kultur-landschaftsgeographische“ Position des idg. *peleku* fixiert hat und dabei „in nicht vermutete Zeittiefen“ hat vordringen können, kommt er zu dem Schluß, daß „tierhaft Gehörntes — pflanzenhaft Ragendes“ in das Jungpaläolithikum verlegt werden könnte. Seine Bedenken bezüglich der erst postglazial auftretenden Alliumarten erscheinen nicht so schwerwiegend, wenn man an die wärmeren Interstadiale und an südwesteuropäische Glazialklimata denkt. Verfasser erinnert denn auch selbst daran, daß die vorgeschichtliche Ursprache im semito-hamitischen Bereich nach sprachgeschichtlichen Überlegungen auf 10 000 v. Chr. geschätzt wurde. Die ausgezeichnete Kenntnis des einschlägigen vorgeschichtskundlichen Schrifttums und die oft bewunderungswürdige Verknüpfung der in ihm niedergelegten Anschauungen und Ergebnisse mit seinen sprachkundlichen Ableitungen erlauben Verfasser schließlich den Schluß, daß das Beil als Bodenhacke oder Spitzhaue ein sachgeschichtliches Ergebnis liefere, das mit der Aussage *leku* —> *peleku* einwandfrei übereinstimme. So wird ein Labialkreis erschlossen, der, „aus einem uralten Zeremonial-Zentrum entstanden, von SW-Europa her während des oberen Paläolithikums ausstrahlt. Während der (Würm-)Eiszeit sei es im Lößbereich der Periglazialzone zu zwei „Konkretisierungen“ des „tierhaft Gehörnten“ gekommen, „wobei in strengsinniger Abhängigkeit in der Benennung nicht nur das geweihtragende Tier selbst, sondern auch die seiner Erlegung geltende Aktion und das aus seiner Substanz gefertigte Gerät mitgesetzt sind“. Die eine dieser Kristallisationen ist nach Wüst vergesellschaftet mit dem Mammut (östliches Spätaurignacien/Gravettien) und reicht von der Sowjetunion bis nach Mähren; die andere wäre dem Rentierjägerkreis schlechthin zuzuordnen. *Leku* wurde von der epipaläolithischen Zone des Magdalénien rezipiert und erstmals als Gegenstandsverdichtung „Erd- oder Bodenhacke“ mit der Wortform *peleku* belegt.

Verfasser ist auf das Indogermanenproblem als Ganzes nicht eingegangen, wenn ihm das auch „ungemein verlockend“ erschien. Aber davon abgesehen macht das Hineindenken „in neue, der Sprachwissenschaft vielfach ungewohnte, aber ungemein fruchtbare Situationen“ die Lektüre dieses Buches zu einer Fundgrube auch für den Prähistoriker, dem manches ihm

bisher Rätselhaftes nunmehr klar erscheinen muß. Mit guten Gründen darf man jetzt schließen — und das erscheint mir das wichtigste Ergebnis dieser Arbeit — daß die Ur-Indoeuropäer im Jungpaläolithikum zu suchen sind. Das mag für viele Forscher eine weitgehend neue Konzeption sein, vom Rezensenten wurde und wird sie freilich seit nahezu zwei Jahrzehnten verfochten.

L. Z.

H. L. MOVIUS and Sh. JUDSON: *The rock-shelter of La Colombière*. With a report on the fauna by H. Gauthier and a résumé by F. H. Bordes. 176 Seiten mit vielen Textbildern und Tafeln. American school of prehistoric research, Bulletin Nr. 19. Cambridge/Mass. 1956.

Der Abri sous roche La Colombière ist nahezu 50 m lang und mehr als 12 m tief. Er liegt am Westrand des französischen Juras, 18 km südöstlich von Bourg und stellt einen in vielerlei Hinsicht landschaftlich begünstigten Punkt im Tal des Ain dar, das dort den natürlichen Zugang in die Mitte des Juras hinein bildet. Die Grotte, denn von einer solchen kann man schon fast sprechen, liegt überdies nur wenig mehr als 50 km östlich von Solutré. Movius wird also wohl gewußt haben, weshalb er gerade diesen Ort wählte, um dort seine großzügigen Forschungen anzusetzen. Leider ist aber auch in La Colombière — wo wäre das anders in Frankreich! — seit bald 100 Jahren gewühlt und geforscht worden. Der dabei erfaßte paläolithische Rastplatz erreichte deshalb eine besondere Bedeutung, weil eine Anzahl von Geröllen gefunden wurden, die mit über- und durcheinandergravierten Figuren eiszeitlicher Tiere bedeckt sind. Movius gelang es, einen weiteren derartigen Stein zu finden, und er hat den Wirrwarr seiner Figuren nach bestimmten Verfahren mit Erfolg in Einzelbilder aufzulösen versucht, um dann diese Darstellungen von Pferden, Rentieren, Nashörnern, Mammuten und anderen Großtieren mit jenen zu vergleichen, die auf den früher ausgegrabenen zur Wiedergabe gelangt sind. Sehr merkwürdig sind die gefiederten Pfeile (?), die manche Tiere als Einschüsse in der Bauchlinie tragen. Ein Jäger kann ein Tier nicht mit propulseur und Pfeil durch Einschuß von unten in die untere Hals- oder Bauchregion erlegt haben. Auch Graf Vojkffy, einer der besten Kenner primitiver und entwickelter Jagdmethoden, kann diese auf Geröllen von La Colombière zur Darstellung gebrachte Form des Erlegens von Wild nicht erklären. Die pierres gravées selbst und ihr Sinn sind vom Grafen Bégouen in QUARTÄR 6 einer besonderen Behandlung gewürdigt worden.

Die Bodenfolgen waren von einer seltenen Eindeutigkeit und Einheitlichkeit. Zwei oder drei mehr oder minder starke Wohnböden wechsellagerten mit fluviatilen Schichten, die der 23 m-Terrasse des am Fuß des Abri dahinströmenden Ain zuzurechnen sind. Nach Ausweis der Steinwerkzeuge, die teils aus kleinen Silexknollen des Talgebietes, seltener aus Konkretionen im anstehenden Jurakalk hergestellt wurden, gehören die Wohnböden dem jüngeren (oberen, späten) Périgordien an. Sie repräsentieren den Niederschlag wohl nur vorübergehender sommerlicher Jagdexpeditionen. Dank der sehr genauen Beobachtungen konnte nachgewiesen werden, daß die jungpaläolithischen Jäger durch plötzliche Überschwemmungen mehrfach vertrieben wurden, wobei sie die besonders wertvollen gravierten Gerölle liegen ließen. Über dem Périgordien lag ursprünglich noch Magdalénien und Neolithikum, doch konnten die Ausgräber von 1948 nur noch geringe Reste des ersteren in einer Spalte erfassen.

So wertvoll an sich die Aufrollung der örtlichen und regionalen Probleme des Pleistozäns und der pleistozänen Fauna, sowie die daraus abgeleiteten paläogeographischen Überlegungen auch sind, so haben sie leider nicht erlaubt, zu einer genauen geologischen Datierung der Périgordienhorizonte zu gelangen. Die zwischen die Kulturschichten eingeschalteten Terrassenreste kann man zwar einerseits mit dem Außenrand des Würmgletschers im Ainbecken, andererseits mit den fluvioglazialen Ablagerungen der Würmmoränen, welche zum System der